

Gerd Müller

oder Wie das große Geld
in den Fußball kam

Eine Biografie

HANS
WOLLER

C.H.Beck



Hans Woller

Gerd Müller

HANS WOLLER

Gerd Müller

Oder

Wie das große Geld
in den Fußball kam

Eine Biografie

C.H.Beck

Mit 29 Abbildungen
1. und 2. Auflage. 2019
3. Auflage. 2020

4., durchgesehene Auflage. 2020
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2019
Umschlagentwurf: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: Länderspiel BRD–UdSSR, 1972 © ullsteinbild – Sven Simon
Satz: Janß GmbH, Pfungstadt
ISBN Buch 978 3 406 75433 3
ISBN eBook (epub) 978 3 406 75434 0
ISBN eBook (PDF) 978 3 406 75435 7

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel sowie
versandkostenfrei auf unserer Website

www.chbeck.de.

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere Informationen.

Inhaltsverzeichnis

1. Reiz und Tücken einer Fußballerbiografie	7
2. Der Torjäger aus Nördlingen	18
3. Fremd unter Bayern	28
4. Der Durchbruch	54
5. Ein gemachter Mann	76
6. Der unzufriedene «König der Tore»	87
7. Geld und Politik	101
8. Mit Manager auf dem Holzweg	120
9. Der Weltmeister	136
10. Mürbe Helden	156
11. Der Zerfall des «Kaiser»-Reichs	174
12. Abschied von den Bayern	192
13. Abenteuer Amerika	216

14. Tiefer Fall	247
15. Traineridylle an der Säbener Straße	264
16. Weltstar wider Willen?	282

Anhang

Anmerkungen	291
Bildnachweis	334
Quellenverzeichnis	335
Literaturverzeichnis	339
Namensregister	348

Reiz und Tücken einer Fußballerbiografie

56. Spielminute: Der Ball ist lange in der Luft. Gerd Müller weiß genau, wo er nach der weiten Flanke von Jupp Kapellmann landen wird. Seine Gegenspieler hingegen haben die Ordnung in der Abwehr verloren. Sie sind die Beute völliger Konfusion und erkennen nicht, dass sich auf der rechten Außenbahn der gefürchtete Torjäger des FC Bayern München dem Strafraum nähert. Dann geht, wie häufig, alles so schnell, dass selbst der routinierte Fernsehkommentator den Faden verliert: Müller ist bereits auf der Höhe des Elfmeterpunkts und dringt im nächsten Moment in den Fünfmeteraum ein. Dort stoppt er den Ball in vollem Lauf mit dem rechten Innenrist, lässt ihn kurz vor der Auslinie aufspringen und «kanoniert» ihn dann, «kalt bis ans Herz», aus spitzem Winkel links unter den Querbalken.¹ Der Torhüter hatte gegen den Kunstschuss keine Chance. Der FC Bayern München gewann an diesem 17. Mai 1974 das Endspiel im Europapokal der Landesmeister gegen Atlético Madrid mit 4:0, Müller steuerte mit einem genialen Heber aus zehn Meter Entfernung noch ein weiteres Tor zu dem legendären Sieg bei.²

Alles andere wäre eine Überraschung gewesen. Seit Gerd Müller zehn Jahre zuvor zu den Bayern gekommen war, schoss er ein Tor nach dem anderen. Er nutzte fast jede Gelegenheit, die sich ihm bot.³ Viele Treffer waren spektakulär, voller Witz und Eleganz, zahlreiche fein herausgespielt. Dazu kam eine Unmenge Abstaubertore, die ihn als «Genie des Ungenialen»⁴ erscheinen ließen und den frühen Ruhm des FC Bayern begründeten. Es habe «gemüllert»,⁵ sagte man, um ein Phä-

nomen zu beschreiben, das die Fußballwelt erstaunte, die Bayern-Fans entzückte und die gegnerischen Mannschaften in die Verzweiflung trieb. Müller ist bis heute der einzige Fußballspieler, «dessen besondere Kunst nicht nur mit einem schmückenden Beiwort, sondern mit einem Verb verewigt wurde».⁶ Thomas, der neue Müller, stellt sich in diese Tradition innovativer Wortschöpfung, die nichts mit ihm zu tun hat. Er heißt seinen Twitter-Account «esmuellert» und müsste dafür eigentlich Tantiemen an einen viel Größeren entrichten.⁷

Nicht umsonst nannte man Gerd Müller das «achte Fußball-Weltwunder».⁸ Jedes Kind kannte ihn – aus der Presse, aus dem Radio, aus dem Fernsehen, aus der Werbung. Müller war fast überall. 1974 stand er im Zenit seines Könnens und seines Ruhms. Er überragte sogar den «Kaiser» Franz Beckenbauer, den Kapitän des FC Bayern und der Nationalmannschaft, ebenfalls ein Jahrhundertfußballer. Gerd Müller gewann damals binnen weniger Monate alles: Er wurde mit dem FC Bayern deutscher Meister, seine Mannschaft errang – als erster deutscher Klub – den Europapokal der Landesmeister, die heutige Champions League, und mit der Nationalmannschaft wurde er Weltmeister. Franz Beckenbauer, Paul Breitner, Uli Hoeneß, Sepp Maier und Georg «Katsche» Schwarzenbeck waren ebenso erfolgreich,⁹ doch Gerd Müller feierte darüber hinaus ganz persönliche Triumphe: Er schoss in fast allen Wettbewerben die wichtigen Tore – auch der Siegtreffer beim 2:1 gegen die Niederlande im Finale der Weltmeisterschaft im Münchner Olympiastadion war sein Werk. Im Trikot der Nationalmannschaft erzielte er 68 Tore bei nur 62 Einsätzen.

In der Bundesliga war er ebenfalls der Schrecken der Torhüter, in 427 Spielen traf er 365 Mal. «Es gibt kein Rezept gegen die Tore von Gerd Müller», erkannte die Münchner «Abendzeitung» im März 1972. «Man betrachtet sie auf den Schauplätzen der Bundesliga schon als höhere Gewalt.»¹⁰ Kein anderer Spieler trug sich häufiger in die Torjägerliste der Bundesliga ein; siebenmal war er erfolgreichster Schütze der Saison. Experten billigen Müllers Rekorden Ewigkeitswert zu.¹¹ Sein Leben als Fußballer war lange ein Traum, er selbst ein privilegiertes Schoßkind des Glücks – so schien es wenigstens.

Dass den Toren, dem Traum und den glamourösen Begleiterschei-

nungen des Erfolgs eine Tragödie folgte, wurde kaum bekannt – ihr schrecklicher Schluss fast ganz ignoriert. Die Karriere ging Anfang der 1980er Jahre nach einem Ausflug in das Fußballentwicklungsland Amerika zu Ende, das Experiment als Geschäftsmann scheiterte kurz danach. Müller taumelte in eine schwere Krise und griff immer öfter zur Flasche. Seine Ehe stand vor dem Aus, das Geld wurde knapp, der Alkohol beherrschte sein Leben und drohte es schließlich zu ruinieren. Selbstmord schien der einzige Ausweg zu sein – Müller hätte ihn beinahe eingeschlagen. Vor dem Sturz ins Nichts bewahrte ihn sein alter Verein. Der FC Bayern holte Gerd Müller 1991 aus der Gosse, als der einstige Weltstar nur noch besaß, was er am Leibe trug. Uli Hoeneß überredete ihn zu einer Entziehungskur und bot ihm eine berufliche Perspektive als Trainer. Die Bayern betreuten ihn auch dann noch, als sich eine schwere Demenzerkrankung meldete und nicht mehr stoppen ließ.

Wer war dieser Mann, von dem der Kulturtheoretiker Klaus Theweleit schrieb, er sei «seiner Zeit im Erspüren von Energielinien und Kraftfeldern weit voraus» gewesen und habe ein «Auge, mit dem man mehr sieht auf dem Feld, als eigentlich zu sehen ist»?¹² Der Torjäger stammte aus kleinsten Verhältnissen, sein Bildungskapital war gleich null. Viele beschrieben ihn deshalb als weltfremden Tropf, der mit unendlichem Glück zahlreiche Abstaubertore erzielt habe, im Leben abseits des Platzes aber nicht zurechtgekommen sei. Der Aufstieg vom Provinzkicker zum Weltstar habe ihn ebenso überfordert wie das große Geld und die öffentliche Aufmerksamkeit, die ihm zuteilwurde. Gerd Müller ließ sich so einfach in die Schubladen der Klischees stecken – und er half dabei selbst noch kräftig mit.

Spekulation, Vorurteil und Dramatisierung ersetzen wie selbstverständlich das Argument. Müller hatte sein Etikett als eindimensionaler Abstauber und Mensch – fertig, aus. Die Gründe für seinen Absturz wurden meist nicht einmal erwogen, man hätte sonst äußerst heikle Fragen stellen müssen. Hatte sein Schicksal vielleicht etwas mit dem Haifischbecken FC Bayern zu tun? Mit gewissenlosen Beratern, die ihm das Geld aus der Tasche zogen? Mit zwielichtigen Freunden aus der Politik? Mit seiner Ehe? Pleiten und Katastrophen sind im bezahlten

Fußball wahrhaft keine seltenen Phänomene. Der neue Markt der Medien- und Fernsehgesellschaft stellte viele Profis vor unlösbare Probleme. Müller steht deshalb mitnichten nur für sich allein. An seinem Beispiel zeigen sich vielmehr die Licht- und Schattenseiten des Profifußballs, die Aufstiegs- und Erfolgchancen sowie die Strapazen und Risiken, die das Leben im permanenten Ausnahmezustand mit sich brachte – immer im Fokus der Öffentlichkeit, immer in der Kritik und immer unter höchstem Rivalitäts- und Erfolgsdruck. Gerade Topstars wie Müller gestand man keine Atempause und keine Schwäche zu.

Diese Themen stehen im Mittelpunkt dieses Buches über eine Fußballlegende, die noch immer der Richtwert ist, an dem die Fachleute und der Stammtisch Müllers Nachfolger messen. Das Urteil «einer wie Müller oder keiner wie Müller» entscheidet bis heute über den historischen Rang eines Torjägers. Das Buch möchte aber bei der Nachzeichnung der wechselvollen Biografie voller Dramatik und bitterer Melancholie nicht stehen bleiben. Neben Müller geht es auch um die Geschichte des erfolgreichsten deutschen Fußballvereins, und es geht um die Gesellschaft, in welcher Gerd Müller und der FC Bayern München in den 1960er und 1970er Jahren agierten.

Die Bayern machten damals den letzten Schritt vom Amateur- zum Profifußball – ohne zu wissen, was die Zukunft bereithielt. Der Beruf des bezahlten Fußballspielers bildete sich ja erst heraus, auch das Anforderungsprofil für Manager, Vereinsärzte und das sonstige Personal am Hofe von König Fußball. Hätte den Verantwortlichen des FC Bayern 1965, im Jahr des Aufstiegs in die Bundesliga, jemand prophezeit, ihr Verein werde binnen weniger Jahre der scheinbar übermächtigen Konkurrenz des TSV 1860 München den Rang ablaufen, danach rasch zu einem europäischen Spitzenklub avancieren und Millionen umsetzen – der Bayern-Präsident und seine Mitarbeiter hätten solche Vorhersagen als Hirngespinnste abgetan.

Es waren aber keine. Die Geschichte dieser Erfolge und ihrer Voraussetzungen muss noch geschrieben werden. Am Beispiel Müllers wird hier ein Anfang gemacht und erstmals hineingeleuchtet in das soziale, politische und kulturelle Milieu des Profifußballs der 1960er und 1970er Jahre, der als ehrlich, volksnah und vor allem transparent galt

und sich auch so gab. Fußball, so schien es, war eine öffentliche Sache. Auf und neben dem Platz flogen die Fetzen, Trainer wurden entlassen, Vereinspräsidenten gestürzt, Spieler verwöhnt und verhöhnt – und das vor aller Augen. Doch was sich hinter den Kulissen abspielte, was sonst noch geschah und den Alltag und die Feiertage des Fußballs bestimmte, das blieb in der Regel unter der Decke.

Hier setzt das Buch ein. Es fragt nach der politischen Vergangenheit des damaligen Leitungspersonals und thematisiert den autoritären Führungsstil, der bei allen Profiklubs herrschte, beim FC Bayern mit seiner erfolgstrunkenen Arroganz aber eine besonders aufreizende Note hatte. Das Interesse richtet sich außerdem auf das Verhältnis von Sport und Medizin und auf die Symbiose von Fußball und Journalismus, die lange Zeit vor allem einem Ziel diente: den schönen Schein zu wahren, weil beide Seiten davon profitierten. Schließlich wird am Beispiel des FC Bayern gezeigt, wie ein Fußballverein in den 1960er und 1970er Jahren funktionierte, wie und warum er von Erfolg zu Erfolg eilte, aber dennoch fast ständig am Rand des Ruins wandelte, weil die Profis mit ihren «Gehaltsexzesse[n]» nie genug bekommen konnten.¹³ Dass der Bankrott immer wieder abgewendet und dass ein Müller wie ein Beckenbauer, trotz lukrativer Angebote ausländischer Vereine, beim FC Bayern gehalten werden konnten, gehörte zu den großen und verblüffenden Leistungen der damaligen Vereinsführung.

Ob es dabei mit rechten Dingen zugeht oder nicht, kümmerte niemanden. Machenschaften weit jenseits der Legalität waren im Fußball an der Tagesordnung. Konkret hieß das: Schwarzgeldzahlungen und Steuerhinterziehung unter den Augen der CSU und der bayerischen Staatsregierung, die sich eine prächtige politische Dividende aus ihrer Nähe zum Fußball versprachen und deshalb zu diesen neuen Formen gediegenen Verbrechen nicht nur schwiegen, sondern ihnen systematisch Vorschub leisteten. Der CSU-Vorsitzende Franz Josef Strauß, Finanzminister Ludwig Huber und der Staatssekretär und spätere Münchner Oberbürgermeister Erich Kiesl übernahmen eine Art «Schirmherrschaft» über den FC Bayern München und seine Stars, konnten die damit verbundene Schutzgarantie aber nicht ganz einlösen. Nach einer Dekade nahezu ungestörter Bereicherung flog der Schwindel Ende der 1970er Jahre teil-

weise auf – mit weit reichenden Folgen für Franz Beckenbauer und den Verein, aber auch für Gerd Müller, selbst wenn dessen Steuerfall durch politische Protektion vertuscht werden konnte.

Die Geschichtswissenschaft und andere Wissenschaften haben sich um solche Themen wenig gekümmert. Obwohl der Profifußball im Gefühlshaushalt vieler Menschen einen herausragenden Platz einnimmt¹⁴ und als Wirtschaftsfaktor und Medienereignis große nationale und internationale Relevanz besitzt, haben Historiker, Politologen und Wirtschaftswissenschaftler ihn lange ignoriert oder vor dem Diktum Dirk Schümers resigniert: «Sperrige Texte aus unsinnlichen Buchstaben», meinte er nicht ganz zu Unrecht, «sind zu schwach, dieses Gesamtkunstwerk zu fassen. Über Fußball kann man nicht schreiben, Fußball ist selbst Literatur.»¹⁵

Das mag nicht jeder so sehen, jedenfalls spielt der Fußball aber in keiner der großen Darstellungen zur deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert oder zur Geschichte der Bundesrepublik eine nennenswerte Rolle.¹⁶ Erst neuerdings wird klar, dass er als gesellschaftliches Phänomen viel zu wichtig ist, um ihn und seine Geschichte als separate Parallelveranstaltung zur «eigentlichen» Geschichte zu betrachten, ohne Bezug zu den Haupt- und Staatsaktionen und zu den sozio-ökonomischen und kulturellen Basisprozessen – eine vernachlässigenswerte Nebenbeigeschichte, die man den Deutungsversuchen der Fußballspieler selbst und der Sportjournalisten überlassen kann, die sich mit ihren aus der Nahoptik gewonnenen Büchern und Reportagen tatsächlich einen eigenen florierenden Kosmos geschaffen haben.

Insbesondere bei Biografien über die großen Ballartisten besteht Nachholbedarf. Gewiss, es gibt eine Flut an Autobiografien, die von fremder Hand verfasst sind, aber keine einzige breit recherchierte und methodisch anspruchsvolle Biografie, die auch die Welt jenseits des Rasenvierecks mit reflektiert. Kicker gelten als biografieunwürdig – und das trotz der Tatsache, dass sich an ihrem Beispiel wichtige politische, gesellschaftliche und kulturelle Trends erfassen, beschreiben und nuancieren lassen und dass Spieler wie Fritz Walter, Franz Beckenbauer und Gerd Müller für Generationen Vorbilder waren, denen sie mit Hingabe nacheiferten. Was sie an Tugenden und Werten verkörperten oder zu

verkörpern schienen – ein Uwe Seeler als ehrlicher Malocher, ein Günter Netzer als Jet-Set-Typ oder ein Paul Breitner als Lifestyle-Maoist –, beeinflusste das Leben von Millionen Menschen ebenso wie das, was an Sehnsüchten und Wünschen auf sie projiziert wurde.

Sozialisation ohne das «mythengenerierende Potential des Fußballs»¹⁷ war nicht nur in den weniger begüterten Schichten kaum denkbar. Stars wie Müller und legendäre Spiele wie die 4:2-Niederlage der Nationalmannschaft im Wembley-Stadion 1966¹⁸ beschäftigten die Fantasie aller. Sie waren ewiger Gesprächsstoff¹⁹ und stifteten damit – auch noch im Streit der Fan- und Sympathisantenlager – ein Gemeinschaftsgefühl, das über alle sozialen und politischen Grenzen hinweg verband. Ein Fußballspiel, bemerkte der Schriftsteller Thomas Brussig treffend, ereignet sich als Drama, lebt «jedoch als Epos fort»²⁰ – manchmal über Generationen – und entfaltet dabei eine Breiten- und Tiefenwirkung, die längst nicht erforscht ist.

Es gibt noch viel zu tun. Die Frage ist nur: Wie und vor allem auf welcher Quellenbasis? Die Vereine leben in der Gegenwart. Sie blicken nur auf das Heute, den Tabellenplatz, das nächste Spiel. Von der eigenen Geschichte zählen nur die eleganten Hochglanzseiten, während alles andere im Giftschränk der Erinnerungen verschlossen bleibt. Die Maßeinheit der Vereine sind Titel und Trophäen. Archive sind deshalb rar, schütter, schlecht organisiert oder nicht zugänglich.²¹ Nachlässe von Trainern und Spielern sind ebenfalls selten; Fußballprofis sind keine Schriftgelehrten und haben wenig Zeit für papierene Reflexionen. Wenn sie überhaupt an die Dokumentation ihrer Karrieren dachten, dann erschöpfte sich das meistens in der Sammlung von Fotos und Zeitungsartikeln, die sie selbst betrafen.

Man ist deshalb neben den Beständen in staatlichen, städtischen und Verbandsarchiven vor allem auf die Presse und Interviews mit Zeitzeugen angewiesen. Mit beidem hat es aber eine besondere Bewandnis: Die Sportpresse berichtete in den 1960er und 1970er Jahren fast ausschließlich über den Fußball selbst und verordnete sich ein striktes Schweigegebot, wenn es um persönliche Schicksale von Spielern, Trainern und Funktionären oder um das Umfeld des Fußballs ging. Die seriöse Tagespresse hielt es ähnlich. Mehr erfährt man aus den Boule-

vardblättern, die in München mit drei Organen, der «Abendzeitung», der «tz» und der «Bild»-Zeitung, besonders stark vertreten sind und dem Fußball mitsamt seinen Begleiterscheinungen zunehmend mehr Platz einräumten. Aber ist ihnen zu trauen? Was haben sie selbst und wie verlässlich recherchiert, was nur aufgeschnappt oder gar ein bisschen erfunden, um exklusiv zu sein?

Bei den Zeitzeugen sieht es anders, aber nicht viel besser aus. Die Ereignisse liegen dreißig, vierzig Jahre zurück, die eigene Erfahrung wird durch spätere Erkenntnisse und Informationen überlagert und verfälscht. Hinzu kommt, dass viele von ihnen zwar mit mir redeten – mehr als 60, einige mehrmals und über Stunden –, aber wenig sagten. Aus zwei guten Gründen: Gerd Müller ist nicht nur ein Mythos, sondern auch ein kranker Mann, der Mitgefühl verdient und geschont werden muss. Und der FC Bayern München ist nach wie vor ihr Verein, im Erinnerungsdepot vieler Veteranen sogar ihre Schöpfung, die im schönsten Licht erhalten bleiben soll. Unergiebig waren diese Gespräche dennoch nicht. Denn abgesehen davon, dass auch Ausflüchte und Abwehrstrategien subtile Botschaften enthalten, ergaben sich noch aus dem trockensten Interview neue Einsichten und wertvolle Mosaiksteinchen, die das biografische Bild des «Bombers» nach und nach komplettierten.

Offene Worte fanden nur die wenigsten Freunde, Mitspieler und Wegbegleiter, und auch sie meist nur nach der Zusicherung, sie als Quellen nicht zu nennen. Auf ein solches Versprechen bestand auch Uschi Müller, Ehefrau und Hauptperson im Leben von Gerd Müller, die sich viel Zeit für Gespräche mit mir nahm. Ihr blieb bei diesen stundenlangen, mitunter aufwühlenden Befragungen (und ihren präzisierenden Telefonaten als Nachspielen) nicht verborgen, dass in der geplanten Biografie auch die weniger schönen Seiten der Karriere ihres Mannes zur Sprache kommen würden. Sie hatte dennoch die Größe und Souveränität, sich diesen Problemen zu stellen, und zwar in dem sicheren Bewusstsein, dass niemand im Besitz der Wahrheit über ihren Mann ist, selbst sie nicht.²²

Es versteht sich, dass die zugesicherte Vertraulichkeit gewahrt bleibt. Einige wichtige Thesen des Buches können deshalb nicht auf die

in der Forschung übliche Weise belegt werden. Sie beruhen auf mündlichen Informationen, die jedoch in keinem einzigen Fall die alleinige Basis sind. Die Aussagen der Zeitzeugen wurden miteinander verglichen und anhand von Dokumenten oder der Presse verifiziert. Das Kondensat dieser gegenseitigen Bespiegelung und Überprüfung bildet den Kern dieser Darstellung, die aus einem weiteren Grund den Kriterien einer klassischen wissenschaftlichen Studie nicht immer genügen kann: Müllers Leben spielte sich auf dem Platz ab. Abseits davon führte er ein zweites Leben als Privatmann, Geschäftsmann und Werbeikone, das die unerhörte Tragik Gerd Müllers noch mehr bestimmte als sein öffentliches, das tagtäglich in den Zeitungen zu bestaunen war.

Wer seine Biografie entschlüsseln will, muss Zugänge zu dieser Zweitexistenz finden. Aber wie? Müller selbst konnte dazu nicht befragt werden, und zentrale Quellen zum FC Bayern und seinen Stars sind wegen des Steuergeheimnisses noch für viele Jahre gesperrt²³ – ohne sachlich nachvollziehbare Gründe und in einer Zeit, da sogar das Bundeskanzleramt, der Verfassungsschutz und der Bundesnachrichtendienst ihre Unterlagen auf den Tisch gelegt haben. Die «Süddeutsche Zeitung» schrieb dazu im Januar 2018 mit Blick auf die allgemeine Problematik: Warum müssen jene, «die den Fiskus hintergehen, geheim bleiben und vor der Öffentlichkeit geschützt werden?»²⁴ Das Bayerische Finanzministerium und die nachgeordneten Finanzämter hätten längst die Pflicht, für Transparenz zu sorgen, den Archiven freie Hand zu geben und damit die Forschung zu fördern, anstatt sie zu behindern. Allein schon die Tatsache, dass sie in der Tradition genau jener staatlichen Stellen stehen, die in den 1960er und 1970er Jahren mit den Steuerproblemen des FC Bayern und einzelner seiner Spieler zu tun hatten, und der wie gut auch immer begründete Verdacht, dass sie dabei den Verein und einige Stars zum Steuerbetrug anstifteten und ihnen Schutz vor Ahndung versprachen, müssten sie zu erhöhter Sensibilität veranlassen. Aber das Ministerium ist taub – und damit einer der letzten dunklen Flecke bundesdeutscher Aufarbeitungskultur. Da auch die Registraturen des FC Bayern München verschlossen sind,²⁵ bleibt dem Historiker nur die Kapitulation – oder seine im Umgang mit schriftlichen und mündlichen Überlieferungen aller Art geschulte Intuition und

Fantasie, die allerdings nur dort zum Einsatz kommen, wo handfeste Quellen fehlen und wo der Versuch einer Feinzeichnung der inneren Verfassung Gerd Müllers mit all ihren Verschlungenheiten unternommen wird.

Der Weg zu diesem Buch war beschwerlich, aber voller vergnüglicher und weniger vergnüglicher Überraschungen. Geplant war ursprünglich die Sozialgeschichte eines Fußballstars und des Profifußballs. Nicht zu ahnen war, dass ich bald in ein Labyrinth von Machenschaften und Manipulationen gelangen würde, in dem an Spitzbuben größeren und kleineren Formats kein Mangel herrschte. Einer Überraschung folgte die nächste, das Befremden wuchs, setzte aber das Vergnügen dennoch nicht außer Kraft, weil die Recherchen mich in die Zeiten eigener, wenn auch bescheidener Fußballherrlichkeit zurückführten und weil ich viele Idole meiner Jugend kennenlernen durfte, die mir damals so viel bedeuteten.

Der Dank, den ich ihnen schulde, gilt auch einigen Funktionären des FC Bayern München, einer Handvoll Journalisten und mehreren Angehörigen des Begleitpersonals in diesem Fußballzirkus, nicht zu vergessen den ganz frühen Weggefährten von Gerd Müller aus seiner Heimat Nördlingen. Bedanken möchte ich mich außerdem für die große Hilfsbereitschaft, die ich in der Bayerischen Staatsbibliothek, in der Stadtbibliothek München, in der Universitätsbibliothek München, in der Bibliothek des Instituts für Zeitgeschichte und in mehreren Archiven erfahren habe. Eigens nennen will ich Anton Löffelmeier vom Stadtarchiv München, Gerhard Fürmetz und Joachim Glasner vom Bayerischen Hauptstaatsarchiv, Robert Bierschneider vom Staatsarchiv München, Brigitte Klein vom DFB-Archiv, das Team der FC Bayern Erlebniswelt sowie Wilfried Sponzel vom Stadtarchiv Nördlingen und Klaus A. Lankheit vom Archiv des Instituts für Zeitgeschichte. Großer Dank gebührt schließlich dem C.H.Beck Verlag und dort namentlich Sebastian Ullrich, der an das waghalsige Projekt glaubte und es mit forderndem Rat begleitete.

Fußball ist ein Mannschaftssport, die Arbeit an einem Buch nicht. Trotzdem braucht jeder Autor stille Zuarbeiter, kluge Stichwortgeber, geduldige Diskutanten und – sie vor allem – jene überaus lästigen Kri-

tiker, die jedes Haar in der Suppe finden. Ich hatte, Gott sei Dank, bei diesem Buch eine ebenso heterogene wie effiziente Mannschaft aus Fußballkennern und -enthusiasten, die mich immer wieder inspiriert, motiviert und korrigiert hat: Renate Bihl und Barbara Schäffler waren eine permanente Stütze. Wertvolle Hinweise und Ratschläge verdanke ich Wolfgang Habermeyer, Raimund Hinko und Udo Horsmann, die mir für Nachfragen zur Verfügung standen und auch sonst ihr unerschöpfliches Fußballwissen mit mir teilten. In diese Reihe gehören auch Martin Hägele, der mir oft den Zugang zu Interviewpartnern erleichterte, und insbesondere Ludger Schulze, der 2014 mit einem trockenen «Ja» den Startschuss für das Unternehmen gab und deshalb als Vater des Buches gelten kann. Der im Februar 2019 verstorbene Hermann Graml, mein alter Mentor, hat das gesamte Manuskript gelesen und mit wichtigen Ratschlägen nicht gespart. Franz-Josef Brüggemeier und Thomas Schlemmer erfüllten darüber hinaus ihre Sonderrollen als Projektanlageberater mit Bravour, und Klaus-Dietmar Henke, der alte Freund und eminente Stilist, zog bei sandigen Passagen die Augenbrauen – herausfordernd und anspornend – so lange hoch, bis eine bessere Lösung gefunden war. Wie dankbar ich ihnen für ihr intensives Coaching und der gesamten Mannschaft für ihre Verbesserungsvorschläge, Hilfestellungen und Ermunterungen bin, habe ich ihnen gesagt und geschrieben. Diesen Weg habe ich auch gewählt, um meiner Frau Gabriele Jaroschka zu danken. Von Geburt und Geblüt nicht wirklich fußballaffin, hat sie bei vielen Recherchen geholfen und jede Zeile des Buches gelesen, am Ende sogar der Sportart selbst etwas abzugewinnen vermocht. Wieder ein Beweis dafür, dass niemand sich der Magie des Balles entziehen kann – ein überflüssiger eigentlich, aber trotzdem schön.

Der Torjäger aus Nördlingen

Als Gerd Müller am 3. November 1945 in Nördlingen das Licht der Welt erblickte, lag das Deutsche Reich in Trümmern. Fremde Soldaten standen im Land, Lebensmittel waren knapp und die Zukunftsaussichten düster. Es war eine trostlose Zeit, in der sich unter die vielen Seufzer freilich auch ein stilles, optimistisches Aufatmen mischte. Endlich – der Krieg war vorbei, die ruinöse Schreckensherrschaft der Nazis ebenfalls. Es konnte doch nur noch besser werden.

Der Krieg hatte das ziemlich genau in der Mitte von Stuttgart, Nürnberg und München gelegene mittelalterliche Städtchen im schwäbischen Ries lange verschont. Alliierte Bomber zogen zwar schon seit Jahren über den Himmel, ihre tödliche Fracht entluden sie aber erst im Frühjahr 1945 über Nördlingen. Mehr als ein Dutzend Bombenangriffe verzeichnet die Stadtchronik: Zahlreiche Häuser wurden beschädigt, außerdem die evangelische St. Georgs-Kirche und schließlich der Bahnhof; 33 Opfer waren nach diesen Angriffen zu beklagen.¹

1945 lebten rund 10 000 Menschen in Nördlingen, zwanzig Jahre später waren es wegen des Zustroms von Flüchtlingen und Vertriebenen fast doppelt so viele.² Die meisten fanden Lohn und Brot in der Industrie – 1965 war es jeder vierte. Sie arbeiteten in Brauereien, einigen kleineren Fabriken, der traditionsreichen C.H.Beck'schen Buchdruckerei, zahlreichen größeren und kleineren Handwerksbetrieben und den erst 1941 angesiedelten «Collis-Metallwerken GmbH Westhausen», die im Dritten Reich Geschosshülsen hergestellt hatten. Diese Produktionsstätten bestimmten das Gesicht der Stadt, die nach dem Krieg durch die

Ansiedlung neuer moderner Betriebe ihr industrielles Gepräge weiter akzentuierte. Arbeit war hier nicht knapp, reich wurden davon in dem dynamischen Industriestädtchen aber nur die wenigsten. Abgesehen von der selbstbewussten Honoratiorenschaft lebten die meisten bis Anfang der 1960er Jahre von der Hand in den Mund.

Müllers Eltern, Johann Heinrich und Christina Karolina Müller, gehörten zu diesen Habenichtsen.³ Seit 1928 verheiratet,⁴ schlugen sie sich mehr schlecht als recht durch das Leben. Er war Tagelöhner, ehe er eine Anstellung als Fahrer bei der Kohlen-, später Lumpenhandlung Hubel fand.⁵ Sie versorgte den Haushalt und kümmerte sich um Gerds ältere Geschwister: zwei Schwestern und einen Bruder; eine Schwester war 1935 im Alter von sieben Jahren gestorben. Hoffnung auf Besserung dieser prekären Lage bestand nicht, das Zukunftspanorama blieb verhangen. Die Müllers wohnten in einem einstöckigen Haus am Stänglesbrunnen Nr. 6 zur Miete. Die kleine, ebenso finstere wie niedrige Wohnung bot wenig Raum, ein Bad gab es nicht, die Toilette befand sich auf dem Gang. Zu mehr reichte der Lohn des Vaters nicht. Um über die Runden zu kommen, musste Karolina Müller putzen gehen und beim Bäcker und Metzger anschreiben lassen.⁶ Müllers Jugendfreunde legten Wert auf die Feststellung, dass es nirgends sehr viel anders gewesen sei.⁷ Überall herrschte Mangel, niemandem ging es besser. Not fiel so kaum auf.

Johann und Karolina Müller waren im Herbst 1945, als ihr jüngster Sohn zur Welt kam, nicht mehr ganz jung: Sie war 41, er fast 47 Jahre alt. Nachbarn und Freunde beschrieben den Vater als kleinen, schwächlichen, von der schweren Arbeit ausgezehrten Mann, der immer auf Achse war und in der Familie anscheinend keine größere Rolle spielte. Die Mutter ist den Zeitzeugen in lebhafterer Erinnerung geblieben: von ausgesprochen kleiner Statur, arbeitsam, tüchtig und herzlich im Umgang mit ihren Kindern soll sie gewesen sein, sparsam natürlich auch und gottesfürchtig, während der Vater sich gegenüber den religiösen Pflichten laxer verhielt und die evangelische Kirche lieber mied.

Besonderer Förderung und Pflege durch die Eltern erfreute sich Gerd Müller nicht. Auch einen Kindergarten sah er nur von außen. In seinem Milieu wuchs man auf der Straße auf, unbeaufsichtigt, sich selbst über-

lassen und den Launen der Größeren und Stärkeren ausgesetzt. Eine gewisse Struktur bekam seine Kindheit erst mit der Einschulung, die 1952 erfolgte – aber nicht von Dauer war. Gerd Müller wurde zurückgestellt und versuchte es ein Jahr später ein zweites Mal. Er ging in die evangelische Volksschule in der Judengasse, die allgemein nur «Judenschule» hieß. 50 Kinder saßen dort in einer Klasse. Die Lehrer waren streng. Sie hatten ihr Handwerk in der NS-Zeit oder früher erlernt und ähnelten vielfach Despoten, die schon bei der kleinsten Auffälligkeit zum spanischen Rohr griffen.⁸

Gerd Müller räumte später ein, dass er ungern in die Schule gegangen sei und dort nicht zu den Leistungsstärksten gezählt habe.⁹ In Wahrheit war er ein schlechter Schüler, der wenig Interesse am Lehrstoff zeigte und sich am liebsten versteckte. Vor allem im Fach Deutsch haperte es – im Hause Müller sprach man nur den seltsam gepressten schwäbischen Dialekt, den er auch später nie ablegte. Auf der Schulbank hatte er nur die freien Nachmittage und Fußball im Kopf. Er und seine Kameraden berauschten sich 1954 am «Wunder von Bern» und konnten endlos darüber streiten, wer auf dem Bolzplatz in die Rolle von Helmut Rahn, Fritz Walter oder Max Morlock schlüpfen durfte. Namentlich der «Maxl» aus dem nahen Nürnberg stand in Nördlingen hoch im Kurs: Wer sich – wie Müller – Morlock nennen durfte, spielte ihn nicht nur – er war es für einen halben Tag. Bis die Kirchenglocke zum Abendgebet läutete und die Heimkehr zur Familie befahl, jagte Gerd Müller dem Ball nach – im Sommer ebenso wie im Winter, sein Spieltrieb kannte anscheinend keine Pause.

Die Fertigkeiten, die er sich auf der Jagd nach dem Ball erwarb, kamen Müller indirekt auch in der Schule zugute. Die Lehrer wurden im Sportunterricht auf seine Talente aufmerksam und drückten beide Augen zu, wenn die anderen schulischen Leistungen zu wünschen übrig ließen. Müller kam damit durch und schleppte sich mühsam bis zum Schulabschluss in der achten Klasse. Andere Interessen als Fußball hatte er anscheinend nicht. Seine früheren Freunde berichteten höchstens noch von seiner Leidenschaft für Tischtennis, von gelegentlichen Kinobesuchen und der Lektüre von Comic-Heften und Cowboy-Romanen. Anderes und Höheres habe aber auch in ihrer Kindheit und

Jugend keine größere Rolle gespielt. So sei es in der Provinz eben gewesen.¹⁰

Angesichts der frühen Fixierung auf den Fußball war es fast ein Wunder, dass Müller sich dem TSV Nördlingen erst im Alter von zwölf Jahren anschloss. Der TSV war eine feste Größe, der Stolz der Stadt. Die erste Fußballmannschaft spielte bis 1952 in der nordschwäbischen A-Klasse, ehe ihr im Jahr darauf der Sprung in die zweite Amateurliga gelang. Junge Talente aus der ganzen Umgebung schauten sehnsüchtig auf die Nördlinger, die ihrerseits Jugendarbeit ganz großschrieben. Gerd Müller imponierte der große Verein mit seinen zahlreichen Mitgliedern und Abteilungen ebenfalls. So energisch er auf der Straße sein konnte und so entschlossen er in den gelegentlichen Raufereien auf dem Schulhof auftrat, so schüchtern und unsicher war er, sobald er das gewohnte Milieu verlassen musste. Er scheute den Schritt in den irgendwie fremden Verein, in dem fast lauter Unbekannte aus besseren Kreisen den Ton angaben; die Vorsitzenden nach dem Krieg waren immerhin promovierte Männer.¹¹

Von Bekannten immer wieder bedrängt, fasste er sich schließlich doch ein Herz und absolvierte am 22. August 1958, einem Freitag, im Schlepptau eines Freundes ein Probetraining, in dem er sein Können offenbar sofort unter Beweis stellte.¹² Zwei Tage später bestritt er beim TSV Oettingen sein erstes richtiges Fußballspiel für seinen Verein, der 8:3 gewann – vier Tore erzielte der Neuling Gerhard Müller. Der frisch gebackene Torjäger blieb dabei und fand in Georg Münzinger, dem Leiter der Jugendabteilung, einen Freund und Förderer, der vor allem eines erkannte: Der unsichere Müller brauchte ein Umfeld, in dem er Anerkennung spürte, dann war er mit Herz und Seele dabei und zu beachtlichen Leistungen fähig. Münzinger wusste Müller zu nehmen. Er beriet sich mit ihm über die Mannschaftsaufstellung und übertrug ihm sogar – als Zeichen des Vertrauens – die Leitung einer Schülermannschaft, in der die Jüngsten spielten.¹³

Die Erinnerungen scheiden sich, wenn es um die Zahl der Tore geht, die Müller in den Schüler- und Jugendmannschaften des TSV Nördlingen erzielte: 400, 600, 750 – viele waren es in jedem Fall. Einig ist man sich in Nördlingen aber in einem anderen Punkt: Den Veteranen

und Funktionären des Vereins war frühzeitig klar, dass hier ein Spieler heranwuchs, der von Jahr zu Jahr besser wurde und zu den schönsten Hoffnungen berechnete.

Dieses Versprechen auf die Zukunft ebnete Müller anscheinend auch den Weg zu einer Lehrstelle. Attraktive Ausbildungsplätze waren rar. Ohne gute Noten oder Beziehungen landete man schnell beim Arbeitsamt oder als Hilfsarbeiter auf dem Bau. Gerd Müller hatte beides nicht, aber den Ruf eines vielversprechenden Fußballtalents, das man in Nördlingen halten wollte. Also fand sich eine Lösung, und zwar bei der Firma Busse, einer Tuchfabrik. Geschenkt wurde ihm dort als Weberlehrling aber nichts. Er lernte in der Spinnerei, wo das Arbeitspensum 48 Stunden pro Woche betrug.¹⁴ Bei Busse arbeitete man selbstverständlich auch am Samstag, selbst die Lehrlinge, die – gegen alle Paragraphen des Arbeitsrechts – auch von Schichtarbeit nicht verschont blieben. 60 DM erhielt Müller monatlich im ersten Lehrjahr; einen Teil davon musste er bei der Mutter abliefern – für Kost und Logis im Elternhaus.

30 oder 40 DM mehr wären es im zweiten und noch einmal 50 oder 60 im dritten Lehrjahr gewesen. Müller erlebte diese Gehaltssprünge bei Busse aber anscheinend nicht mehr. Vermutlich brach er die Lehre ab.¹⁵ Waren die Anforderungen in der Berufsschule zu hoch? Ließ ihm die Schichtarbeit keine Zeit für intensives Training? Kollidierte die Plackerei auch am Samstag mit den Terminen auf dem Fußballplatz? Man weiß es nicht. Er ging jedenfalls als ungelernter Arbeiter zur Schweißerei Bremshey und Co., wo ihm seine sportlichen Fähigkeiten erneut die Türen öffneten. Der Direktor des Betriebs war nämlich ein Fußballnarr, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, die Mannschaft seines Werks zur besten in der Region zu machen. Spieler wie Müller kamen ihm da nur recht.

Das Angebot von Bremshey konnte sich tatsächlich sehen lassen: Müller erhielt eine Anstellung als Lötter und kam, wenn er im Akkord arbeitete, auf 600 bis 800 DM im Monat; auch mittlere Beamte, gelernte Brauer oder Metzger verdienten nicht mehr, eher weniger. Außerdem gab es in der Schweißerei keine Schichtarbeit, so dass er regelmäßig zum Training gehen konnte. Mehr wollte Müller nicht, zumal er als

Lokalgröße mit etwas Geld in der Brieftasche langsam auch für die Mädchen der Stadt interessant wurde.

Besonders angetan hatte es ihm die bildhübsche Laura Reinhardt (Jahrgang 1948), die einer ethnischen Gruppe angehörte, deren Nachfahren noch heute in Nördlingen leben und sich weigern, sich Sinti und Roma nennen zu lassen. Sie seien Zigeuner und stolz darauf, ihren traditionellen Namen zu tragen.¹⁶ Die Zigeuner waren 1945 hier angesiedelt worden. Die meisten wohnten in einem lausigen Barackenlager vor den Toren der Stadt, einige wenige in festen Häusern innerhalb der Stadtmauern. Dazu zählte die weit verzweigte Familie Reinhardt, die ganz in der Nähe des Mietshauses der Müllers ein Anwesen erworben hatte. Peter, ein Spross der Reinhardts, begeisterte sich ebenfalls für den Fußball und kam so in Kontakt mit der Clique, in der Gerd Müller dank seiner Fertigkeiten mit dem Ball eine immer größere Rolle spielte.

Es dauerte nicht lange, bis Müller im Haus der Reinhardts ein und aus ging.¹⁷ Er kannte keine Berührungsangst, wurde wie ein «Familienmitglied» behandelt und freundete sich mit den Geschwistern Peter Reinhardts sowie mit dessen Eltern an. Eine besonders herzliche Beziehung bestand offenbar zum ebenfalls fußballverliebten Johann Reinhardt, dem Chef der Familie, den man in Nördlingen und Umgebung voller Respekt als «Zigeunerbaron» bezeichnete. Viele ernst zu nehmende Stimmen behaupten sogar, Gerd Müller sei selbst Zigeuner und der Sohn des Clan-Führers, dem er auffallend geähnelt haben soll.¹⁸

Gerd Müller kannte diese Gerüchte. Er spielte mit ihnen und antwortete einem engen Vertrauten, der ihn in den 1970er Jahren darauf ansprach, augenzwinkernd, man wisse nie, ob nicht doch etwas dran sei. Später soll er sich sogar explizit zu ihrer Stichhaltigkeit bekannt und sich so eindeutig als Sinto oder Halbsinto geoutet haben, dass man in den Kreisen der Sinti und Roma felsenfest davon überzeugt ist, Gerd Müller sei einer der ihren. Überzeugende Beweise für diese selbst von hochrangigen Sinti- und Roma-Funktionären geäußerte Behauptung gibt es jedoch nicht. Vieles spricht sogar dagegen: Johann Müller war in der fraglichen Zeit anscheinend nicht an der Front,¹⁹ sondern zu Hause. Er meldete im November 1945 die Geburt seines Sohnes auf dem Standesamt und ließ ihn ordnungsgemäß eintragen. Seine Frau hätte viel

riskiert, wenn sie sich mit Johann Reinhardt eingelassen hätte. Rassenschande nannten die Nazis so einen Seitensprung, der für Karolina Müller nicht ungefährlich gewesen wäre, wenn er – in einer Kleinstadt nicht unwahrscheinlich – aufgekommen wäre. Auch eine informelle Adoption kommt nicht wirklich in Betracht. Was wäre der Grund dafür gewesen? Und welchen Vorteil hätte die Familie Müller davon gehabt? Sie war vor Gerds Geburt arm und danach ebenfalls, nur dass ein weiterer Esser zu versorgen war.

Fest steht aber, dass Gerd Müller sich zu den Zigeunern stark hingezogen fühlte. Er stritt als Jugendlicher bei den kleinstädtischen Revierkämpfen auf Seiten der Sinti und Roma²⁰ und verkehrte häufig in der Familie Reinhardt, aus der auch seine erste Jugendliebe kam, Laura, Johann Reinhardts Tochter. Die beiden gingen miteinander ins Kino und ins Schwimmbad und betrachteten sich als zusammengehörig. Es habe sich, so Laura Reinhardt, um eine «innige, aber nicht intime Freundschaft» gehandelt,²¹ deren emotionale Tiefe auch Jahrzehnte später zu spüren war, als die noch immer attraktive Laura beim Anblick eines Jugendfotos von Gerd Müller ins Schwärmen geriet. Gerd sei ein «wunderschöner junger Mann mit brauner Haut» gewesen, nicht wie ein «Deutscher mit heller Haut». Er habe wie ein Zigeuner ausgesehen, «wie wenn er von uns kommen tät», und «original zu uns gepasst».²²

Es gibt keinen Anlass, dem Urteil von Laura Reinhardt zu widersprechen. Das zu Ostern 1962 geschossene Foto zeigt Müller im Kreise seiner Mannschaft, die gerade den von der Ankerbrauerei gestifteten Ernst-Reuter-Gedächtnis-Pokal gewonnen hat – nach einem 6:0-Sieg gegen den VfR Aalen, zu dem Müller fünf Tore beigesteuert hatte. Der junge Mittelstürmer ist 1,76 Meter groß, vermutlich über 70 kg schwer und hat längere schwarze Haare, die – leicht links gescheitelt – kaum zu bändigen sind und ihm etwas Verwegenes verleihen. Keine Frage: Der junge Mann sieht blendend aus, er strotzt vor Kraft und Energie.²³

Es ist nicht überliefert, aber angesichts des in der Familie grassierenden Fußballfiebers wahrscheinlich, dass Laura ihren Gerd auch auf den Fußballplatz begleitete. Was sie dort erlebte, dürfte sie überrascht haben. Sobald er den Rasen betrat, war Gerd Müller ein anderer Mensch. Er wurde hier seinem verwegenen Aussehen auch im Auftreten voll ge-



Mit Pokal und tollen Perspektiven

recht. Den zurückhaltenden Jugendlichen, den Laura kannte, gab es jedenfalls nicht mehr. Zu sehen war jetzt ein selbstbewusster junger Mann, ein leidenschaftlicher Draufgänger, der sich mit dem Schiedsrichter anlegte, beherzt in die Zweikämpfe ging und seinen Mitspielern nichts ersparte. Er schnauzte sie an, wenn sie eine Ruhepause einlegten, und feuerte sie bei drohenden Niederlagen mit drastischen Worten zu Höchstleistungen an. Verlieren war schon im Training nicht nach seinem Geschmack. Auf dem Platz tobte er, wenn ein Spiel zu kippen und mit einer Niederlage zu enden schien.

Zum Bersten ehrgeizig, war er andererseits eiskalt, wenn sich ihm eine Chance für einen Treffer bot. Hier zahlte es sich aus, dass er ständig an sich arbeitete – im Training sowieso, aber auch danach und in den Brotzeitpausen im Betrieb. Müller war immer am Ball. Er stand sogar häufig abends allein auf dem Hartplatz hinter der Turnhalle und übte und übte – Elfmeter und Freistöße, angeschnitten und mit voller Wucht, links wie rechts gleich scharf und präzise.²⁴ Dass er in der B-

und A-Jugendmannschaft Tore wie am Fließband schoss, lag nicht nur an seinem Talent, sondern war auch das Ergebnis unermüdlichen Trainingsfleißes.

Dieser unbändige Wille zum Erfolg begleitete Gerd Müller von Beginn seiner Karriere beim TSV Nördlingen an. Er legte auch die Basis für seine Erfolge in der A-Jugendmannschaft: 1962 Nordschwäbische Meisterschaft, 1962/63 Schwäbischer Jugend-Pokalsieger und obendrein Kreismeister, wobei die Nördlinger 1962/63 in allen Wettbewerben zusammen über 310 Treffer erzielten; 240 sollen auf das Konto von Müller gegangen sein – in manchen Spielen «müllerte» es über zehnmal.²⁵ Die logische Folge dieser eindrucksvollen Bilanz war die mehrmalige Berufung in eine Auswahlmannschaft des Bayerischen Fußballverbandes und die Freistellung für die Seniorenmannschaft des TSV Nördlingen. Für die «Erste» war der erst 17-jährige Müller eigentlich noch nicht spielberechtigt. Der Bayerische Fußballverband konnte aber eine Sondergenehmigung erteilen, wenn die Vereine überzeugend nachwiesen, dass wegen Krankheit oder Verletzung ein personeller Notstand herrschte.

Müller debütierte am 27. April 1963 bei den Senioren, drei Wochen nach dem Tod seines Vaters. Er spielte zweimal, ohne zu treffen. Im dritten Match schlug der Torjäger aber zu: Beim 8:3 gegen den BC Aichach schoss er vier Tore. «Wenn der quicklebendige Müller am Leder war», hieß es in den «Rieser Nachrichten», «herrschte immer Alarmstufe bei den Aichachern».²⁶ Danach war Schluss. Der Bayerische Fußballverband verweigerte bis kurz vor seinem 18. Geburtstag eine weitere Sondergenehmigung. Erst im Oktober 1963 durfte Müller wieder für die erste Mannschaft auflaufen – Zeit genug, um die Meisterschaft der Saison 1963/64 zu entscheiden. In den 28 folgenden Spielen glückten ihm – sage und schreibe – 45 Treffer. Der TSV Nördlingen stand damit in der Landesliga Süd, er war erstmals in der Vereinsgeschichte viertklassig.²⁷

Aber was hieß das schon? Viel weniger als heute, wo auch in den sogenannten Amateurligen Profibedingungen herrschen und gutes Geld verdient werden kann. Gerd Müller lernte noch den Fußball ganz alten Schlages kennen: Der TSV Nördlingen trainierte zweimal in der Woche, dienstags und donnerstags nach der Arbeit, jeweils etwa zwei

Stunden. Das Training stand unter der Leitung einer von allen respektierten Autorität: Konrad Kraft hatte beim 1. FC Nürnberg gespielt, in derselben Mannschaft wie Max Morlock. Er brachte frischen Wind in das Nördlinger Team, in dem er – trotz einer gewissen Leibesfülle – gelegentlich als Spielertrainer selbst mitwirkte. Dreh- und Angelpunkt des Vereins war die Gaststätte «Auktor», wo man oft lange zusammensaß, um die Spiele zu analysieren, zu feiern und zu trinken.²⁸ Alkohol gehörte zu diesem Männersport wie das Gewitter zum Wetter – nur am Abend vor dem Spiel blieb man abstinert.

Auch sonst ging es eher gemächlich zu. Bei Heimspielen traf sich die Mannschaft nach dem Mittagessen in der Turnhalle vor dem Platz, um sich auf die Partie einzustimmen. Zu Auswärtsspielen reiste sie mit dem Bus, in dem auch die treuesten Anhänger mitfuhren und auf der Heimfahrt die alten Barraslieder erklangen: «In einem Polenstädtchen, da kannt' ich einst ein Mädchen» und «Oh, du schöner Westerwald».²⁹ Die Ausrüstung stellte der Verein, teilweise zumindest: Die kurzen schwarzen Hosen mussten die Spieler selbst kaufen und waschen. Für Fußballschuhe zahlte der Verein aber immerhin einen Zuschuss in Höhe von 25 DM.³⁰ Geld spielte ansonsten so gut wie überhaupt keine Rolle. Es gab nur eine kleine Aufwandsentschädigung, die sich bei Auswärtsspielen auf 5 DM, bei Heimspielen auf 3 DM belief.³¹

Gerd Müller fühlte sich hier wohl. Der Torjäger genoss den Respekt seiner Mannschaftskameraden, den Applaus und die anerkennenden Blicke des Publikums und die Wärme im Vereinslokal, das eine neue Heimat für ihn wurde. Alles Geduckte und Unsichere fiel in diesem Biotop vollständiger Akzeptanz von ihm ab. Hier tankte er das Selbstbewusstsein, das ihm aus anderen Quellen versagt blieb. Hier fragte ihn keiner nach seiner politischen Meinung oder anderen Ansichten über Dinge, die ihn wenig kümmerten. Hier ging es ausschließlich um Fußball – und da machte ihm keiner etwas vor. Gerd Müller war ein Produkt dieser kleinen heimeligen, aber auch engen und bedrückenden Welt, die er als Verheißung und Hypothek immer mit sich trug.

Fremd unter Bayern

Im Frühjahr 1964 piffen es die Spatzen in ganz Nördlingen von den Dächern: Müller steht unter Beobachtung. Die großen Südvereine der Bundes- und Oberliga sind hinter dem Torjäger her. Wer wird das Rennen machen? Aber will er überhaupt weg?

Müller wusste es selbst nicht genau, tendierte aber dazu, das Risiko eines Wechsels zu einem höherklassigen Verein einzugehen. Der Reiz, mit seinem Hobby schönes Geld zu verdienen, war größer als die Angst vor einem Umzug in eine unbekannte Stadt. Am liebsten wäre ihm ein Engagement beim 1. FC Nürnberg gewesen, dem Klub des legendären Max Morlock, der noch immer das Trikot des deutschen Rekordmeisters trug. Sein Trainer hatte auch bereits erste Kontakte geknüpft. Der «Club», wie die Nürnberger auch heißen, winkte jedoch ab. Der Verein hatte die Kaderplanung für die Spielzeit 1964/65 schon abgeschlossen. Außerdem hatte er bereits zwei Spieler namens Müller unter Vertrag; ein dritter hätte nur Verwirrung gestiftet.

Solche frei erfundenen Anekdoten sind in der großen Fußballsaga beliebt, aber genauso falsch wie die wieder und wieder kolportierte Geschichte von dem Kopf-an-Kopf-Rennen, das sich 1860 München und Bayern München um Gerd Müller geliefert hätten. Beide Vereine, so sagte man, hätten ihm und seiner Familie etwa zur selben Mittagsstunde in Nördlingen ihre Aufwartung gemacht und ihre Angebote unterbreitet – und Müller sei am Ende so aufgeregt und verwirrt gewesen, dass der arme Einfaltspinsel beinahe nicht erkannt hätte, bei welchem Verein er einen Vertrag unterzeichnet hatte.¹

Dabei war seine Entscheidung für den FC Bayern das Resultat nüchternen Kalküls. Müller wusste genau, was er tat, obwohl er die simple Geschichte der lustigen Pointe wegen selbst immer wieder erzählte und sich damit viel kleiner machte, als er in Wirklichkeit war. 1860 München spielte 1964 in der ein Jahr zuvor ins Leben gerufenen Bundesliga, die der Deutsche Fußballbund (DFB) nach endlosen Diskussionen geschaffen hatte, um den Spitzenvereinen ein ständiges Kräftemessen in einer Liga zu ermöglichen und international den Anschluss nicht zu verlieren. Zuvor hatte es fünf Oberligen und ein Endrundenturnier um die deutsche Meisterschaft gegeben, so dass die leistungsstärksten Mannschaften nur selten aufeinandertrafen. 16 Vereine wurden nach einem komplizierten, nicht immer ganz transparenten Verfahren in die Bundesliga aufgenommen.² 1860 München gehörte zu den Glücklichen, die damit auch den letzten Schritt in den Profifußball machen konnten. Der Münchner Traditionsverein war sogar eine besonders begehrte Adresse. In seinen Reihen standen mehrere Nationalspieler und weitere Kandidaten für das Team von Bundestrainer Sepp Herberger. Namentlich die Offensive mit Rudi Brunnenmeier, Fredi Heiß, Hannes Küppers und Peter Grosser zählte zu den besten der Liga, was Müller nicht verborgen geblieben war. Über Fußball wusste er alles, was man in Nördlingen wissen konnte.

Ihm war deshalb auch sofort klar, was es hieß, als er von dem Unterhändler der «Sechziger» hörte, dass 1860 für die Spielzeit 1964/65 bereits drei neue Amateurspieler unter Vertrag genommen hatte. Es hieß: ein Jahr in der Reservemannschaft als unbezahlter Amateur zu spielen, weil der DFB nur drei solche Transfers pro Saison erlaubte,³ und dann bei der überragenden Konkurrenz auf einen Stammplatz zu hoffen. Walter Fembeck, der Geschäftsführer des FC Bayern, hatte ungleich mehr zu bieten: den Status eines Vertragsspieler genannten Halbprofis und die sofortige Aufnahme in den Kader der ersten Mannschaft, die im Angriff eher dünn besetzt schien.

Fembeck war nicht durch Zufall auf Müller gestoßen. Eine Scouting-Abteilung hatten die Bayern in den 1960er Jahren zwar noch nicht. Späher-Dienste verrichtete aber eine ganze Reihe von Sympathisanten, die in der Provinz Augen und Ohren offen hielten. Einer davon

war der Friseurmeister Alexander Kotter aus Bad Wörishofen, dem Müller bei einem Spiel in Oberstdorf durch seine Tore so sehr imponierte, dass er die Bayern-Zentrale in München über seine sensationelle Entdeckung informierte. Fembeck, immer auf der Suche nach Talenten, beobachtete Müller zweimal und empfahl dann dessen Verpflichtung, die auch von der Vereinsführung befürwortet wurde.⁴

Aus Müllers Perspektive hatte das Angebot nur einen Haken: Die Bayern spielten in der Oberliga Süd, also in der zweiten Spielklasse. Sie waren 1963 bei der Gründung der Bundesliga übergegangen worden und hatten im Jahr danach den schon sicher geglaubten Aufstieg aus Überheblichkeit verpasst. Aber: Was war das schon angesichts der Vorteile, die ein Engagement bei den Bayern versprach? Der modern geführte Verein strebte mit Verve und guten Aussichten die erste Liga an. Müller durfte in absehbarer Zeit mit der Beförderung vom Vertrags- zum Lizenzspieler (dem eigentlichen Vollprofi) rechnen und konnte sich in der jungen Mannschaft Hoffnungen auf einen Stammplatz machen, den er bei der Münchner Konkurrenz wohl kaum erreicht hätte. Und: Die Kasse stimmte.

5000 DM – ungefähr die gleiche Summe, die sein Vater in einem Jahr verdient hatte – zahlte der FC Bayern an die Mutter, die die «Kassen-Ausgabe-Quittung» unterzeichnen musste, weil Müller noch nicht volljährig war.⁵ Fembeck besorgte ihm in München außerdem ein Zimmer bei einer Lehrerin und einen Job bei Möbelhändler Morhart, wo er halbtags als Packer arbeiten sollte. Der Mutter war das nur recht. Es lag außerhalb ihres Vorstellungsvermögens, dass ihr Sohn sein Leben mit Fußball bestreiten konnte. Eine ordentliche Anstellung war in ihren Augen eine Rückversicherung – für den Fall, dass sich der Ausflug in den Profifußball als Enttäuschung erwies.

Und das Monatsgehalt? Bei der Gestaltung der Verträge ließ der DFB den Vereinen offiziell keinen großen Spielraum. Die Fußballfunktionäre hatten sich zwar 1963 für das Profitum entschieden und waren damit dem Weg gefolgt, den andere europäische Länder schon vor längerer Zeit eingeschlagen hatten. Die große Verzögerung hatte ihre Ursache nicht nur in der überlebten Vorstellung der DFB-Funktionäre, dass der Fußball eine «saubere» Sache sei und von den Gesetzen des

Mammons frei gehalten werden müsse. Den Ausschlag gab das zähe Ringen um das Prinzip der Gemeinnützigkeit, das der DFB unbedingt gewahrt wissen wollte. Wäre es aufgehoben worden, hätten die Vereine deftige Steuern zahlen müssen.⁶

Der DFB musste dabei zahlreiche Kompromisse mit den Finanzbehörden schließen. Unter anderem zog er bei der Bezahlung der Vertrags- und Lizenzspieler so enge Grenzen, dass es den Anschein haben konnte, er wolle sich von seiner eigenen Entscheidung für den Profifußball gleich wieder distanzieren. Die Ablösesumme, also der Betrag, den ein Verein dem anderen nach einem Wechsel eines Spielers zu zahlen hatte, durfte 50 000 DM nicht überschreiten. Der Spieler selbst konnte nach der Unterzeichnung eines Zweijahresvertrags höchstens 10 000 DM Handgeld erhalten. Das Monatsgehalt lag bei maximal 1200 DM. Nationalspieler und andere Stars, die ein Verein für besonders befähigt und wichtig erachtete, konnten beim DFB eine Erhöhung auf 1800 DM, in speziell gelagerten Fällen sogar auf 2500 DM beantragen, die aber mitnichten immer gewährt wurde.⁷

Im Ausland war um diese Zeit ungleich mehr zu verdienen. Namentlich die italienischen Vereine lockten mit märchenhaften Summen. Der Hamburger Stürmerstar Uwe Seeler hatte Angebote in Höhe von 500 000 DM, dem Kölner Abwehrrecken Karl-Heinz Schnellinger bot man 750 000 DM, bei anderen Stars aus Südamerika war sogar von ein bis zwei Millionen DM die Rede.⁸ Aber auch in der Bundesliga gab es bereits bei der Gründung fast keinen Verein, der sich an das DFB-Statut hielt; schon 1963 war die «offiziell verkündete Gehaltsobergrenze ausgehebelt».⁹

Die Klubs der ersten Liga handelten von Beginn an in einem schon bald im Zeichen der Illegalität stehenden Graubereich, den sie im Einvernehmen mit dem DFB geschaffen hatten, um die steuerlichen Belastungen so gering wie möglich zu halten. Ihre Versicherung, das gesparte Geld in den Amateurbereich, also in den Breitensport zu stecken, diente nur dazu, den Schein der Gemeinnützigkeit aufrechtzuerhalten. Den Nutzen hatten allein die Profis, was dem DFB und den Steuerbehörden ebenso bekannt war wie der großen Politik. Herausragende Spieler konnten nur so finanziert und bei ihren Vereinen gehalten werden. Saubere Wege zum

Erfolg gab es in dem nationalen und internationalen Verdrängungswettbewerb längst nicht mehr. Namentlich den Nationalspielern musste niemand sagen, wie begehrt sie waren und dass sie deutlich mehr verlangen konnten als die vorgeschriebenen Handgelder und das monatliche Fixum in Höhe von 1200 bzw. 1800 DM.¹⁰ Sie und andere Stars erreichten bereits in den Anfangsjahren der Bundesliga ein «Gehaltsniveau, mit dem selbst Chefärzte, Notare oder Sparkassendirektoren [...] nur schwer mithalten konnten».¹¹

Von solchen Summen konnte Gerd Müller 1964 allerdings nur träumen. Der FC Bayern zahlte dem Neuzugang mit dem Status eines Vertragsspielers alles in allem 400 DM im Monat, hinzu kamen die gleiche Summe aus seiner Halbtagsbeschäftigung in der Möbelhandlung und Siegprämien, die sich im Idealfall auf ein paar Hundert DM beliefen.¹² Insgesamt hatte er damit nur wenig mehr in der Tasche als in der Schweißerei Bremshey in Nördlingen. Aber er musste nur halbtags arbeiten und war beim FC Bayern München, der nach Höherem strebte.

Beinahe hätte ihm sein alter Verein noch in letzter Minute einen Strich durch die Rechnung gemacht. Der TSV Nördlingen wollte sich in der Landesliga behaupten, man liebäugelte sogar mit dem Aufstieg in die nächsthöhere Klasse. Müller war dafür unverzichtbar und hatte im Laufe der Saison wohl auch schon durchblicken lassen, dass er in Nördlingen bleiben wollte. Streit war also vorprogrammiert. Selbst Oberbürgermeister Hermann Keßler, zugleich der Vereinspräsident, setzte Müller und dessen Mutter unter Druck, um ihn von einem Vereinswechsel abzubringen. Im Raum stand sogar die Drohung, die Freigabe für den FC Bayern zu verweigern, was zu einer einjährigen Sperre von Gerd Müller geführt hätte. Einige Funktionäre gingen noch einen Schritt weiter und streuten das Gerücht, dass es mit Müllers Gesundheit nicht zum Besten stehe.¹³ Am Ende glätteten sich die Wogen jedoch rasch wieder. Die maßgeblichen Männer des TSV Nördlingen sahen schließlich ein, dass man einem jungen Spieler eine solche Aufstiegschance nicht verbauen durfte und der Verein stolz sein konnte, dass einer der seinen den Sprung in den Profifußball geschafft hatte. Gerd Müller aber verzieh es seinem alten Verein nie wirklich, dass er versucht hatte, ihm Steine in den Weg zu legen. Er schaltete auf stur und ließ sich

namentlich in seiner großen Zeit nach 1970 in seiner Heimatstadt nur noch selten blicken.

Nördlingen liegt 150 km von München entfernt. Nur zwei, drei Stunden Auto- oder Zugfahrt trennten die beiden Städte – eigentlich nichts. Im Gefühlshaushalt von Gerd Müller aber war der Abstand riesengroß, in Kilometern und Stunden gar nicht zu ermessen. Der Abschied aus Nördlingen im Sommer 1964 bedeutete den Bruch mit seiner Jugendliebe Laura und alten Freunden, und er beendete das vertraute Zusammensein mit der fürsorglichen Mutter, die sich schreckliche Sorgen um ihren Sohn machte, der nun ganz allein in einer großen Stadt zurechtkommen musste. Er war noch nie länger von zu Hause weg gewesen und in praktischen Dingen wie Kochen und Wäschewaschen ganz unerfahren. Wie würde es ihm in der bayerischen Hauptstadt ergehen? Alles war dort fremd für den 19-Jährigen aus Nördlingen: die Sprache und vor allem das mondäne Leben auf den Straßen und Plätzen, das die besorgte Mutter nur vom Hörensagen kannte, aber als bedrohlich empfand.

Müller fühlte sich in München tatsächlich verlassen und fand dort nur selten den Mut, auf eigene Faust etwas zu unternehmen. Nur in der gleich ums Eck seiner Wohnung gelegenen Gaststätte «Orleans» tauchte er regelmäßig auf. Ansonsten ging er gelegentlich ins Kino, und hin und wieder traf er sich mit Freunden aus Nördlingen, die in München zu tun hatten. Heimweh, beißendes Heimweh bestimmte sein Leben – am liebsten hätte er schon nach wenigen Wochen seine Koffer gepackt, um nach Nördlingen zurückzukehren.¹⁴

Dass er sich in München nicht wohl fühlte, hatte auch mit dem neuen Verein zu tun, der sich 1964 anschickte, nach einigen Krisenjahren zu den Großen des deutschen Fußballs aufzuschließen. Die materiellen Voraussetzungen dafür, dass das «schwer rambolierte Bayernschiff»¹⁵ wieder Fahrt aufnehmen könnte, waren allerdings nicht allzu rosig: Der Traditionsverein hatte Mitte der 1960er Jahre etwa 5000 Mitglieder, die einen Jahresbeitrag in Höhe von zunächst 36, dann 60 DM entrichteten.¹⁶ Auch sonst nahm der FC Bayern nur wenig ein, weil das städtische Stadion an der Grünwalder Straße mit seinen rund 40 000 Plätzen zu klein und zu alt war und obendrein über nur wenige teure

Sitzplätze verfügte; 3000 gab es, davon genau 1400 überdachte auf der Haupttribüne. 1963/64 lag der Zuschauerschnitt bei gerade einmal 15 000.¹⁷

Das tat den Ambitionen des Vereins aber keinen Abbruch. Die Vergangenheit als deutscher Meister von 1932 verpflichtete, und die Konkurrenz der «Löwen» stachelte die Vereinsführung an, alle Kräfte anzuspannen, um ihr großes Ziel, die Bundesliga, zu erreichen und mit den «Sechzigern» gleichzuziehen. Der Torjäger aus Nördlingen war bei dieser Anstrengung nur einer unter vielen. Er musste selbst sehen, wo er blieb. Die führenden Männer waren ihm jedenfalls keine große Hilfe. Im Gegenteil: Sie schüchtern ihn nur noch weiter ein – mit ihrem auftrumpfenden Optimismus, ihrer kämpferischen Arroganz und ihrer selbst postulierten Genialität, die in dem Ausspruch von Robert Schwan gipfelte, er leide unter seiner Intelligenz.¹⁸ Noch als Weltstar sah Müller voller Respekt zu ihnen auf.

An der Spitze des Vereins stand seit 1962 Wilhelm Neudecker (Jahrgang 1913), der aus dem niederbayerischen Straubing stammte, wo er in einfachen, fast ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen war.¹⁹ Neudecker, ein deutsch-national gesinnter Mann mit Sympathien für Hitler und die NSDAP, hatte Maurer gelernt, ehe er sich 1932 bei der Bayerischen Landespolizei bewarb, in der er bis 1935 blieb. Nach Hitlers Machtergreifung trat er in die SS und die NSDAP ein, wobei nicht klar ersichtlich ist, wie lange er ihnen angehörte. Nur einige Monate, der SS zwei Jahre oder doch länger? Neudecker ließ die Nachwelt darüber im Unklaren, entfaltete aber wohl weder in der Partei noch in der SS besondere Aktivitäten. 1935 wurde er jedenfalls in die Luftwaffe überführt, in deren Sanitätstruppe er bis Kriegsende diente – zuletzt im Range eines Hauptfeldwebels. Hinweise auf nennenswerte Belastungen aus der NS-Zeit finden sich in den Akten nicht.²⁰ Neudecker scheint ein ebenso anpassungsfähiger wie zupackender Bursche gewesen zu sein, der nach kurzer Kriegsgefangenschaft rasch wieder auf die Beine kam. Er machte die Meisterprüfung als Maurer, gründete in München ein Baugeschäft und brachte es in den goldenen Jahren des Wirtschaftswunders zu beträchtlichem Reichtum. Mit nicht ganz sauberen Mitteln und Methoden, munkelte man, ohne dass die nie verstummten Korruptionsvorwürfe zu be-

legen gewesen wären. Er hatte eben – wie andere Baulöwen auch – gute Kontakte in die Politik, und er pflegte und nutzte sie mit Umsicht und Schläue.

Mit dem Fußball hatte Neudecker früher wenig zu tun gehabt, auch bei der Führung eines großen Vereins fehlte ihm jegliche Erfahrung. Er galt als Übergangslösung, fand aber rasch Gefallen an dem publizitätsträchtigen Amt und ließ sich von der großen Bühne nicht mehr verdrängen. Neudecker war ein ambitionierter Geschäftsmann, der zwei einfache Grundsätze hatte: Viele Köche verderben den Brei – und: Geld regiert die Welt. Danach handelte er: Der «Präse», wie er jovial und respektvoll zugleich genannt wurde, gab den Ton an. Jedes seiner Worte glich einem Hoheitsakt, und darin ließ er sich auch vom 1968 geschaffenen Verwaltungsbeirat des FC Bayern München, eigentlich einem Organ der Mitbestimmung, nicht beirren. Eines seiner Mitglieder charakterisierte das hemdsärmelige Verhalten Neudeckers später so: Der Beirat werde nur «gutachterlich gehört [...], ob ein weißer oder ein scheckiger Ball» angeschafft werde.²¹ In allen Fragen von einiger Bedeutung aber zählte nur die Stimme Neudeckers, der hinter der Fassade urbaner Gewandtheit wie ein Diktator agierte. «Hier bestimmt nur einer», verkündete er immer wieder, «und das bin ich».²²

Das galt vor allem für den geschäftlichen Bereich, wo sich fast alles um das Geld drehte. Selbst sparsam bis zum Geiz, konnte er genauso großzügig sein, wenn er eine Chance sah, mit Geld im Fußball etwas zu bewegen. Ihn störten weder hohe Gehälter noch hohe Prämien für seine Spieler, vorausgesetzt, diese fügten sich seinem Kurs, ihre Leistung stimmte und die Finanzen des Vereins blieben einigermaßen stabil.

Neudeckers kongenialer Partner war Robert Schwan.²³ Ebenso herrisch und arrogant wie Neudecker und ebenso geschäftstüchtig wie der Präsident, schrieb sich der anfangs Spielausschussvorsitzender genannte, später Manager titulierte Schwan in die Geschichte des deutschen Fußballs ein – und in die deutsche Kriminalgeschichte, wo in der Sparte Wirtschaftsverbrechen sein Platz aber noch genauer zu bestimmen ist. Der gebürtige Würzburger (Jahrgang 1921) lebte mit seinen Eltern bereits seit 1923 in München, wo sein Vater als Eisenbahnbetriebsassistent sein Geld verdiente. Über Schwans Vorleben ist nicht viel bekannt: Er